

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Merold.

Grand Island, Neb., Donnerstag, den 13. September 1917

Der närrische Graf.

Von G. v. Schullern.

In einem kleinen Dörflein der Franciscaner, jenes weinreichen Hügellandes zwischen Brescia und Treviso, hauste der alte Conte Pietro. Er war der letzte seines uralten Geschlechtes, und wie es bei solchen, im Laufe der Jahrhunderte vermittelten Familien nicht selten vorzukommen pflegt, ein körperlich und geistig abnormer Mensch, ein Sonderling, der von Schammut und Wahndreien geplagt ward, ohne gerade ein vollendetes Narr zu sein, der bei fabelhaftem Reichtum oft lächerliche Sparfamkeit entwickelte, während er zugleich sein Geld hinauswarf, wie es einem anderen, noch so feinsinnigen, aber normalen Menschen vorbestimmt hätte. Kurz, Conte Pietro, oder der närrische Graf, wie man ihn nannte, litt an jener Krankheit der retrograden Geschlechter nicht nur Englands, sondern auch anderer Länder und nicht, zum wenigsten Italiens, am Spielern.

Conte Pietro war eigentlich kein Graf, obwohl man ihn so betitelte, und wenn ihm irgendein Demokrat einen Vortwurf machte, daß er sich keine nennen lasse, antwortete er: „Ich bin zu klein, wenn ich wollte, aber ich bin zu wenig — Demokrat, um solchen Dingen Beachtung zu schenken.“

Im nächsten Augenblicke aber konnte er sich wieder bis zum leidenschaftlichen Zorn erhitzen, wenn man es wagte, Zweifel zu hegen, obwohl seine Familie in der Tat zu den ältesten Italiens gehöre. Wie es sich auch damit verhalten mochte, niemand nannte den Alten anders denn Graf.

Eigentlich war der Grafentitel für ihn auch noch zu wenig, thronte er doch wie ein kleiner König auf seinem allerhöchsten, einst verbrannten Schloss. Bei nahe das ganze Dorf war sein eigen und der größte Teil der Bevölkerung arbeitete auf seinen Feldern und in seinen Weinbergen.

Ein reicher Adliger in einem italienischen Dorfe und nicht zugleich Bürgermeister, das wäre tollens et was Unglaubliches gewesen. Trotzdem es in seinem Kopfe spulte, war er ein Sündar. Alles hatte unter seinen Verdrüßlichkeiten zu leiden. Doch da er öfter mildtätig als hartherzig war und dabei zuweilen die unglücklichsten Summen verschleuderte und die Gemeinde überhaupt von ihm abhing, so trug man all das Ungeheure, was aus der Würde in seinen Händen erwuchs, mit staunenswerter Geduld und Ergebenheit. Das unangenehme Ereignis seiner verschobenen Lebensauffassung war das Verbot gegen die Errichtung einer Schenke oder eines Wirtschaftshauses im Orte.

„Wer hätte in der Franciscaneria seinen eigenen Wein im Hause?“ pflegte er zu sagen. „Wenn aber ein Fremder des Weines kommt, so findet er je nach seinem Stande und seiner Bildung an meiner Tafel oder in meiner Küche das, was er im Wirtschaftshaus suchen würde.“

So mancher lebenslustige Burke murrte. Dennoch blieb es beim obrigkeitlichen Willen.

Wollte man all die Narheiten und Verdrüßlichkeiten wiedergeben, die von ihm erzählt werden, es würde ein Tag nicht genügen.

Nur ein verrückter Streich, der allüberall in der Franciscaneria in grauenhafter Erinnerung schwebt, ist zum Zeitvertreib des Erzählens wert.

Conte Pietro hatte es verschmätzt, sich das Leben durch die Ehe zu verschließen. Ein braves Ehegemahl hätte ihm vielleicht das Glück bringen können, das er vergebens in einem schrankenlosen, ausschweifenden Leben suchte. Als betagter Mann hatte er aber noch irgendwo in der Welt ein bralles Häuflein aufgefunden und auf das Schloss gebracht.

Gleich anfangs nahm dasselbe unter der Dienerschaft eine bevorzugte Stellung ein. Das Mädchen, Adolina genannt, trug seine städtische Kleidung, speiste am Tische des Grafen, und bald machte Conte Pietro sein Hehl mehr daraus, daß er in seinen alten Tagen noch einmal angefangen habe zu leben und zu lieben. Alle wußten es und niemand wunderte sich darüber.

völlig darauf, dem Weibe auf sämtlichen Wegen und Stegen nachzuwandeln. — Allmählich kam das gebrechliche Alter immer drückender und schwerer über ihn, und er mochte wohl in manchem klaren Augenblicke die liebende Hand einer pflegenden Gattin ersehnt haben. Alter schloß vor Torheit nicht, aber das höchste Alter muß davor schützen. Adolina begann ihm überdrüssig, ja lästig zu erscheinen, und als er eines Abends belauschte, wie sie im Parke sich von einem jungen Manne herzen und küssen ließ und demselben unterdessen die Wangen streichelte, schien ihm das Mittel gefunden, sich ihrer zu entledigen. Der Mann, Giulio mit Namen, hatte das an das Schloss ankommende Wirtschaftsgebäude und die auf Schwelte umliegenden Grundstücke in Pacht. Conte Pietro ließ sich also denselben kommen und machte ihm folgenden Vorschlag: Das Schloss samt allem, was der junge Mann bis nun in Pacht gehabt habe, würde nach des Grafen Tode des Pächters Eigentum sein, wenn er seinerseits bis dahin einen eine bestimmte Summe erhöhten Pachtzuschlag zahlen, andererseits Adolina zu seiner rechtmäßigen Frau nehmen wolle. Die anderen Grundstücke, die allerdings den Hauptwert im ganzen Güterkomplexe darstellten, würden testamentarisch den Verwandten in Brescia überlassen. Solchen Vertrag unterschrieb der Pächter, wenngleich er es mit der Liebe zu Adolina nicht gerade allzu ernst nahm, mit sichtlichem Wohlbehagen und heller Freude, und jene war es auch zufrieden, da ihr der Graf gestattet, ihre ganze kostbare Garderobe samt allen Schmuckstücken mit sich zu nehmen, vor allem aber deshalb, weil sie in nicht allzu langer Zeit dort als Herrin auftreten konnte, wo sie bisher ein unbekanntes Dasein geführt hatte.

Adolina war heimatlos, das Dörflein entbehrte jeglichen Gasthauses; also war es nur das gräfliche Schloss, das für die Abhaltung der Hochzeit in Betracht kam. Conte Pietro bestimmte zu diesem Zwecke den sogenannten Rittersaal. Der Name rührte daher, daß auf dem Parafuoco, dem Schirm des riesigen Ramin, ein lebensgroßer Ritter gemalt war, der einen Urahn des Geschlechtes darstellte. Im übrigen waren die Wände des Saales mit Goldtapete überkleidet, die ungeheurer hohen Fenster mit schweren, roten Damastvorhängen versehen und ruheten die Samtmöbel auf vergoldeten, zierlich gearbeiteten Füßen. Den Brautkränzen standen Küche und Keller für den ganzen Tag völlig zur Verfügung. Der Graf selbst war verschwunden. Niemand kümmerte sich in dem üppigen Jubel der Gäste um ihn. Erst spät am Abend, als man nicht mehr wußte, auf weissen Wohl noch sollte getrunken werden, erhob Adolina das Glas und feierte Conte Pietro als den Urheber des Festes. Ihr eigenes schallendes Gelächter folgte dem Trinkspruch; im Ramin aber antwortete, zum Entsetzen aller Anwesenden, ein leises, heiseres Gelächern. Der Graf hatte dem Ritter die Augen ausgeschnitten und sich durch die Öffnungen das Leben und Treiben des leichtsinnigen Volkes angesehen.

Der Scherz hatte mehr Schaden als Heiterkeit verursacht, aber man fand ihn dennoch unerreichtbar in seiner genialen Eigenart und brachte dem Grafen, als er erst mühsam aus dem Ramin hervorgetreten war, eine unendliche Reihe von Trinksprüchen, bis er der Geschichte überdrüssig ward und die ganze Gesellschaft zum Teufel jagte.

„Weißt du, warum der Graf stundenlang geduldig im Ramin gesitzt hat? — Weil er noch einmal ungehört meine Schönheit bewundern wollte, kicherte Adolina und schmeizelte sich schmeichelnd an ihren Mann.“

„Ich dachte mir, weil er überhaupt hören wollte, wie man über ihn lästet und spottet wegen des ganzen Vertrages.“ fügte der junge Gatte hinzu und brühte sie an sich.

Giulio und Adolina nisteten sich im Wirtschaftsgebäude traulich ein, und die Honigwochen stoffen in Aussicht auf die künftige Schlossherrlichkeit in Saal und Braus dahin.

Eines Tages hieß es, der Graf habe eine Reise in die Schweiz unternommen. Daran wäre nun gerade nichts Besonderes gewesen, hätte nicht der Postbote einige Wochen darauf einen Brief gebracht, in welchem unter der Firma irgendeines Schweizer Hotels der plötzliche Tod des Grafen infolge eines Schlaganfalles mitgeteilt wurde. Giulio und Adolina standen sprachlos.

Lange schaut eines den anderen starr in die Augen, bis sie endlich beide in hellen Jubel ausbrachen. —

Dann holte sie den Kontrakt hervor, lasen ihn ein paar dutzendmal durch, küßten sich und tanzten im Kreise herum, als wäre der Böse in sie gefahren. Daraufhin aber bereiteten sie im Rittersaal des Schlosses eine Festschmausung vor und luden in aller Stille die Verwandten und Freunde Giulios ein. Die Dienerschaft, die nicht wußte, was da zu tun sei, ließ es widerstandslos geschehen. Da kloß der Marschall mit dem schäumenden Asti um die Wette, und beide machten die Gemüter toll. Der neue Burgherr und die gestrenge Schlossfrau wurden in begeisterten Worten gefeiert. Man küßte und umarmte sich, die einen aus wahnsinniger Freude darüber, daß sie reich waren, die anderen, daß sie reiche Freunde und Verwandte hatten, von denen sie, wenn auch sonst nichts, so doch hin und wieder ein derartig reiches Gelage erwarten konnten. Adolina starrte von Gold und Brillanten und ward eitel Günst und Herablassung. Man küßte ihr die Hände und endete nimmer, die Höhe ihrer Person in schmeißlicher Phrasen zu preisen.

Ein Trinkspruch folgte dem anderen. Adolina, Giulio, sämtliche Gäste waren bereits kaffam damit bedacht. Als man endlich nicht mehr wußte, auf weissen Wohl! man seinen Becher leeren sollte, da war es wieder Adolina, die sich taumelnd erhob und unter schallendem Lachen herorstieß: „Wißt ihr, wen wir vergessen haben? — Es lebe der — tote Graf!“

Im selben Augenblicke stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und fiel wie leblos dem entsetzten Gatten in die Arme, während das volle Glas stürzend auf die Marmorplatte schlug und zerplitterte. Schreiend und kreischend führten die Gäste auseinander und flohen den Türen zu, denn ein grauenvolles Geräusch aus dem Ramin war dem Trinksprache gefolgt, und durch die Augenöffnungen des Ritters grinst wiederum Conte Pietro.

Dann kroch er hinter dem Parafuoco hervor und setzte sich sichernd zu Giulio.

„Was hat dich dies frohe Fest gefest, Giulio?“ fragte er mit trübendem, heiserer Stimme.

„Vergehung, Herr!“

„Was hat es getoßet, Giulio? Ich will meine Totenfeier selbst begangen. So lange ich lebe, kann ich es tun.“

Dabei legte er eine bedeutende Summe mit gellendem Gelächter auf den Tisch.

„Nun, das wäre abgemacht, Giulio, jetzt aber folgt die Feier meiner Auferstehung! He!“ schrie er, wie es ihm nur die altersschwache Kehle erlaubte, „ein paar Gläser vom feinsten Falerne! Nun wollen wir zwei miteinander trinken. Gelungen ist unser Spaß. He! Giulio, trinke auf das Wohl meines entzündenden Weibes. Hoch lebe die freie Schweiz, in der Conte Pietro — verschieden ist, hoch leben die Dämonen, in deren Klauen die Welt ist, hoch lebe die — Grifette — die — du zum Weibe hast.“

Conte Pietro trank und trank und er schüttete Flasche um Flasche die Kehle hinab, als wollte er sich zu Tode trinken. „Tollensfest“, höhnte er, „lustiges Fest“, und trank und trank, bis dem alten schwächlichen Greise im morschen Gehirne eine verdorrte Ader brach. — Draußen tobte eines jener furchtbaren Gewitter, wie sie so oft an den Wäldern Oberitaliens hinziehen und ein heulender Sturm riß die Fenster krachend auf, und löschte die Kerzenflammen, so daß nur mehr das grelle Licht des Blizes mit un durchdringlicher Finsternis wechselte. Giulio stand erstarrt, den Vertrag trampfhaft in seinen Händen haltend, zwischen seinem schwer ohnmächtigen Weibe und dem toten Grafen, dessen verzerrte Züge von Zeit zu Zeit das weißliche Licht des Blizes beleuchtete. —

Die Unsinntigkeit des ganzen Vertrages, der letzte grauenhafte Streich des Grafen, endlich ein aufgefunden, wenn auch alles Testament, in welchem alle Güter den Verwandten überlassen wurden, bot diesen eine geeignete Handhabe, die Gütigkeit des Pächters zu bestreiten. Durch Monate zog sich der Prozeß und wurde endlich zugunsten der Verwandten entschieden. Wegen des erhöht gezahlten Pachtzuschlages wurde mit Giulio ein Abkommen getroffen, der hier mit Adolina anderswärts sein Glück suchte, ohne es zu finden. In das entweichte Schloss aber zog junges, wahrhaft vornehmeres Leben ein. Zum Adel der Geburt gefellte sich der Herzogadel der Intelligenz, und vom Glück, das im Schlosse herrschte, fiel auch so manches Sammentorn auf das weineiche Land umgumher.

Krieg und Ehe.

Skizze von Else Kraff.

„Krieg und Ehe“ lautet das Thema, das sich die Vortragende gestellt. Und, da es eine Frau und Schriftstellerin war, die in Schrift und Wort schon oft für die Grundfragen menschlichen Glückes und sozialer Höhenentwicklung müht und bahnbrechend gewirkt hatte, war auch zu dem heutigen Vortrag die Zahl der Zuhörer groß.

Und die Rednerin kam, sprach... und entäußerte.

Es kam nichts, was man nicht schon vorher gehört oder gelesen hätte von dieser Frau. Mit viel Temperament und selbstlicherer Gefälligkeit wurden die fittlichen Richtlinien der monogamen Ehe gesagt, und besonders der jungen Generation Ratsschläge gegeben, zu einer alleinseligmachender Verbindung zwischen Mann und Weib zu kommen. Niemals dürfe dem stärkeren Geschlecht erlaubt sein, was dem schwächeren zur großen Sünde angerechnet wird, nur die heilige Reinerhaltung der Ehe von beiden Seiten ist die Grundlage des Glückes und einer geeigneten Zukunft für Kinder — und Rindestinder...

„Ja“, jauchzte es in vielen Frauenstimmen wieder, die es hörten, und mit ihren tiefsten Empfindungen verglichen, „das ist doch selbstverständlich... das lehrt uns ja schon das heilige Gebot, wir wissen und wollen es langst, wo aber sind die Wege zu jenem glückseligenden Höben?“

Die Antwort blieb aus, die man heute erwartet hätte. Die vielen fragenden, heißen Mädchenaugen zwar bauten ein Brüdlein hinüber und herüber, so daß der Mund der Rednerin die brennendste Frage aussprechen mußte, die auf aller Lippen lag: „Was aber soll mit jenen Frauen geschehen, die ihre ungebrauchte Liebeshülle einsam mit sich tragen, denen Schicksal und Krieg Ehe — und Mutterhoffen entzweibruch, wie es zehntausendfach geschah und noch geschehen wird von Tag zu Tag?“ Eine atemlose Pause folgte...

Die glückliche Frau und Mutter am Rednerpult lächelte ein ganz klein wenig unfröhlich vor dieser Atemlosigkeit.

„Woju haben wir unsere Kolonien?“ sagte sie dann beinahe überfüßig hastig. „Unsere Vertreter europäischer Kultur hungern da draußen in ihren verantwortungsbereichen Ämtern nach der weißen Frau... reiche Arbeitsfelder stehen dort auch für das weibliche Geschlecht für Jahrzehnte offen, zieht hinaus in die Fremde, wenn ihr dabei die Männer nicht finden, die euch ein Eheglück geben und eine Mutterhoffnung.“

Langsam, wie widerwillig, leert sich der große Saal.

„Das hätte nicht kommen dürfen“, sagte eine alte Dame laut und wehmütig, indem sie mit bebenden Fingern ihre Garderobemäcke in der schwarzen Handtasche suchte. „Unsere Kolonien... unsere lieben Schmerzinder jetzt im Kriege... frei vom Feind und frei von Blut müssen sie erst werden, und dann... dann, ob mit oder ohne Mann, wird unser Vaterland sicher noch Raum genug bergen, um Glückseligstätten darauf neu erstehen zu lassen.“

Lore Hansen fuhr mit energischer Armbeuge in ihren weiten, unmodernen Ärmeln hinein und fühlte dabei einen Widerstand. An dem obersten Haken sah etwas fest, das nicht zu ihr gehörte.

„Hoppla“, sagte sie, „gehört der Pelztrag der Ihnen, gnädige Frau?“

Die Angeredete nickte und griff schen zu.

„Danke“, sagte eine weiche, junge, traurige Stimme.

Lore Hansen blickte überascht hoch. Der Ton in dem einen Wort riß an ihrem Herzen.

So ein Kindergeflucht unter dem Witzensfleier. So ein abgrundtiefes Leid in den blauen Augen. Menschlein du, was hast du dir wohl erhofft von dem heutigen Vortrag über Krieg und Ehe? Da... die schlanken Finger hatten kaum die Kraft, den Schleier um den Hut festzuheben.

„Gestatten Sie“, sagte das alternde Mädchen rasch, indem sie die Hand über dem kleinen Krepptuch beschlugte.

„Danke“, sagte die junge Frau da noch einmal. Nun lächelte sie aber dabei. „Es... es ist... so ungewohnt, wenn sich mal jemand wieder um mich bemüht.“... Unwillkürlich schritten beide nebeneinander dem Ausgang zu, durch ren ein kalter Wind wehte. „Das tut gut nach dem heißen

Sturzbad da drinnen. Solches Anden-Kopf-Pfeffern von Worten kann ich nur vertragen, wenn man sich wehren kann mit einem freien Wort der Gegenrede. Das war uns heute versagt. Und... so viele Vorträge auch in Berlin und überall im Reich gehalten werden, es ist und bleibt immer dieselbe Geschichte von Theorie und Praxis, diese beiden harten Gegner einigen sich nie.“

„Nie“, wiederholte die junge Witwe herb, unschlüssig vor der Haltestelle der Straßenbahn stehen bleibend.

„Die Wagen sind überfüllt, man kommt selten mit um diese Zeit in dieser Gegend. Nachts allein aber durch Berlin zu gehen... ach, das ist schrecklich.“

Die junge Frau war schon weitergeschritten. Nun sah sie forschend in das schmale, kluge Gesicht neben sich, und ihre Stimme war dunkel vor Schmerz und dem Bedürfnis, davon abzugeben.

„Ach ja, Sie mögen recht haben! Und der Krieg zwingt uns ja direkt zur Selbstständigkeit. Ich kann mich nur nicht so schnell daran gewöhnen... die... die Wunde ist noch zu frisch. Und Heilung... oder Hilfe findet man nicht, soviel man auch grübeln und sucht.“

„Ihr Gatte ist gefallen?“

„Ja“, flüsterte die junge Frau. „Wir wurden triegsgetaut vor zwei Jahren... Als mein Kind ins Leben wollte, ging sein Vater in gleicher Stunde aus ihm fort.“

„Aber sein Kind lebt?“

Eine ganze Weile blieb es stumm zwischen den beiden Frauen. Sie schritten die Linden entlang, den einsamen Mittelweg, der zum Brandentburger Tor führte.

„Es muß etwas sehr Gutes sein um so eine erfüllte Muttersehnsucht, die uns gesunden Frauen ja mehr oder weniger allen im Blut sitzt. Man hat einen Nichtweg im Leben, ein Ziel, ungebrauchte Liebe zu betätigen. Ich beneide Mütter, die das begreifen und so ein kleines Auferstehungswunder in sich erleben haben mit dem Bewußtsein, es als solches zu betrachten und zu vollenden zu erziehen. Aber nur solche Mütter beneide ich!... Unsere Rednerin heute ist in vieler Hinsicht ein famoser Mensch, hat wohl auch in ihren Worten und Ausdrücken häufig sehr wundere Punkte berührt, bloßgelegt und zu heilen versucht... sie bleibt aber oft selbstständig einseitig. Wenn man bedenkt, daß viele tausend Mädchen heute Aussicht auf ein Ehe- und Mutterglück aufgeben müssen, ist es ungedulds, immer wieder die Vorgänge einer alleinseligmachenden Verbindung zwischen Mann und Weib hervorzuheben. Damit ist den ratlos im Dunkel tappenden jungen Dingen wenig geholfen... na, und wir Alten lachen darüber.“

„Wir Alten?“ wiederholte die junge Frau lächelnd und wehrend. „Als ob Sie schon dazu zählen! Im Gegenteil... diese nette, selbstverständliche Art, mit der Sie mir heute halfen, und mich nun durch das nächste Berlin begleiten, gibt mir eigentlich eine Art junger Kraft, Ihnen gleich zu tun... Ich bin oft so einsam... menschensehnsüchtig und verlassen. Die Freude an meinem Kinde hemmt das Leid, daß niemand daran teilnimmt... vor allen der nicht, dem sie am meisten gehörte!... Der Vortrag heute lachte mich. Meine junge, zerbrochene Ehe riß an mir, hundert Fragen quälten mich, die man vor anderen nicht anzusprechen wagt, und die man verspottet wird, und doch meine ich immer, wir sind doch alles Menschen, Gott gab uns gleiche Gefühle, Instinkte, warum nur sind Menschen untereinander so grausam in ihrem Urteil und Nichtsverstehen wollen?“

Lore Hansen blickte warm in das zerquälte Gesicht.

„Weil sie sich oft selbst belügen, meine liebe, gnädige Frau, aus Furcht vor diesem Urteil der Menge. Ich bin keine Rednerin und keine berühmte Schriftstellerin, auf deren Stimme die Menschen hören, sondern nur ein alterndes Mädchen, das nicht auf den Mann als Erlöser gewartet hat, sondern sich durch eigenen Willen und viel Arbeit und Kampf selbst befreite und das eigene Ehrgefühl höher einschätzte, als die Meinung der Leute. Könnte ich aber reden und hätte die Berechtigung dazu, dann würde ich alle Menschennot und Einsamkeit, Sehnsucht und Bitterkeiten nur durch eine gemeinsame Menschlichkeit heilen können, die sich weder an Geschlecht noch Normen bindet, sondern nur liebt, versteht und gibt; denn das Geben ist dabei die Hauptsache. Nicht von der Ehe, nicht von dem Manne das Heil erhoffen und auf ihn war-

ten. Gewiß, Ehe und Liebe und Menschwerdung durch beide Faktoren ist und bleibt Naturgesetz, und heilig jeder Bund zwischen Mann und Weib, der in reinen Bahnen geschlossen und gehalten wird, auf daß eine gesunde und glückliche Generation aus ihm ersthe. Wo das aber nicht erreicht werden kann, wie es jetzt nach dem Kriege der Fall zum großen Teil sein wird, da sollten wir Frauen uns um so stärker zusammenschließen, zusammenhalten, die eine der andern in verstandener Liebe helfend, jede nach ihrer Veranlagung und ihrem Können.“

„Ich wünschte, ich hätte eine Freundin, die so spricht, wie Sie“, sagte da die junge Frau leidenschaftlich und laut. „Ich hoffe meine nächsten Angehörigen, weil sie von einer neuen Ehe sprechen, wenn sie mich trösten wollen, so jung und hübsch, sagen sie, eine Marter ist dieses Trübsal ohne Ende. Es gab nur einen Mann für mich, und wird nur einen für mich geben, solange ich atmen kann. Eine Freundin aber brauchte ich, ja Frauen haben seelisch oft mehr zu vergeben als Männer, und meine Seele krank an Einsamkeit und Sehnsucht nach der verstorbenen Schwester im Leide.“

„Schwiegerim Leide“, wiederholte Lore Hansen, blieb stehen und streckte stark und warm ihre Hand der andern entgegen.

„Ein gutes Wort ist das, gerade jetzt in dieser Zeit, wo gleiches Gleichen, uns Frauen auch innerlich gleich macht. Wenn ich Ihnen helfen kann, fest stehe ich Gott sei Dank, was vielen noch schwer fällt. Sie sind gefegneter als ich, Sie durften Mutter werden, ich kann's nur nachempfinden, das Muttergefühl, und wenn ich mir mal Ihr kleines Auferstehungswunder ansehen dürfte, teilhaben an dem Freuen über das neue, junge Leben, ich täte es gerne.“

„Und mir vielleicht dann und wann helfen, es zu einem ganzen Menschen zu erziehen, ja?“

„Ja“, sagte Hansen. „Gefen, in dem einen Wort liegt der Inhalt unferes ganzen Lebens, liegt die Brücke von Mensch zu Mensch, welches Geschlecht er auch sei. Etwas hat jeder zu vergeben, was dem andern fehlt, seine Ergänzung suchen, finden, und austreten dafür von eigenen Schätzen, die Gott uns gab. Hier wird eine Ehe daraus, und da eine Freundschaft, immer aber Liebe.“

„Immer... aber... Liebe“, wiederholte die junge Frau erschüttert, als sie neben der neuen Kameradin weiterschritt, den Kopf zu den Sternen, als erfasse sie zum erstenmal ihr wahres Licht.

— Sehr einfach. Fräulein: „Aber sagen Sie mir doch nur, was Sie diese drei Wochen in der langweiligen Blüthe gemacht haben.“

Reisender: „Geistigkeit habe ich, mein Fräulein.“

— Das genügt. „Nun, ist es Dir gelungen, Deinen Jungen die Dichterei auszurufen?“

Ja, heut nachmittag will er sich die Haare scheren lassen.“

— Einfache Buchführung. Mein Freund, der Maler, dem das Geduld immer ziemlich loje in der Laune sitzt, klagte mir jüngst, daß er allerdings nie wisse, wo all das viele Geld hingelommen sei, doch er morgens zu sich gestekt hatte.

„Hüßst Du denn nicht Buch über Deine Einnahmen und Ausgaben?“ fragte ich ihn.

„O doch; ich schreibe jeden Tag alles in mein Notizbuch ein.“

„So? Wie machst Du's denn?“

„Ganz einfach: Morgens schreibe ich auf, wieviel ich habe, und abends zähle ich nach, was übrig geblieben ist, und was dann fehlt, habe ich eben ausgegeben.“

— Stillerecht. „Wie haben denn gestern die beiden feuchtfährlichen Studenten geendet, die so viel vierhändig spielten?“

— Sie gingen gegen Morgen in derselben Weise nachhause.“

— Unmöglich. Er: „Du findest es öde und langweilig hier? Ich nicht; ich könnte stundenlang so am Strande sitzen und in die unendliche Wasserwüste hinausschauen.“

Sie: „Na ja — Du bist auch nie geschaffen für die — Wüste!“

— Schwerm gestraft. Bürgermeister: „Der Schludertoni ist heut aus dem Gefängnis fruckemal Er schwört, daß er sein Lebtag nie mehr was stehlen will!“

Frau Bürgermeister: „Aha! Da hab' n bei ihm die drei Monat doch ein bißel was g'hoßen!“

Bürgermeister: „Die drei Monat weniger; aber bei Gericht hat er sich dreimal unterschreib'n müß'n!“